

# Magaz*in*

Jugendhilfe-Netzwerk Integration

2013



## Lebensgeschichten

Ein Blick hinter die Kulissen



## Impressum

Redaktion	Marc Baumeler Ruth Frei
Layout und Gestaltung	Charlotte Haldemann, 3550 Langnau
Bilder	Ruth Frei Mitarbeitende Jugendhilfe- Netzwerk Integration
5. Ausgabe	Dezember 2013
Druck	Tanner Druck AG, 3550 Langnau
Auflage	1'000 Expl.



## Inhaltsverzeichnis

### Magazin 2013

Zurückblicken und vorwärtsgehen	4
Heimat ist das Pfaffenmoos	6
Die Chemie muss stimmen	10
Erfahrungen, muss jeder selber machen	14
Das Wichtigste ist die Liebe	18
Erfolgsgeschichte mit Zukunftsperspektiven	22



# Geschichten aus dem Jugendhilfe-Netzwerk...

## Zurückblicken und vorwärtsgehen

Bald zwanzig Jahre ist es her, seit Susanne Frutig, Urs Kaltenrieder und Ueli Haldemann, die Gründer des Jugendhilfe-Netzwerks, zum ersten Mal ein Pflegekind bei einer Partnerfamilie im Emmental platzieren konnten. Vieles hat sich in diesen Jahre entwickelt, manches ist neu und anders geworden. Geliebt ist das Streben nach Qualität. Der unbedingte Wille, Kindern und Jugendlichen, die in ihrem bisherigen Leben die Sonnenseite nur selten oder gar nicht entdecken konnten, einen Ort zur Verfügung zu stellen, an dem sie sich in erster Linie wohl und geborgen fühlen können.

Die Frage nach dem Erfolg wird uns oft gestellt. Wir stellen sie aber auch selber. Partnerfamilien und Mitarbeitende wollen wissen, wie es um die Qualität ihrer Arbeit steht. Machen wir es gut? Entscheiden wir richtig und zu Gunsten der uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen? Diese Fragen treiben alle im Netzwerk täglich an und oft lässt sich erst im Nachhinein beurteilen, ob diese mit Ja oder Nein beantwortet werden können. Deshalb haben wir uns dazu entschlossen, mit unterschiedlichen Beteiligten einen Blick zurück zu werfen und im Nachhinein einigen Fragen nachzugehen: Was haben wir gut gemacht? Was ist uns nicht gelungen und wo könnten wir es in Zukunft vielleicht besser machen?

Die Fragen gestellt und die Antworten zusammengetragen, hat Ruth Frei. Sie ist Journalistin und arbeitet als Redaktorin der Zeitschrift NOVAcure, einem Fachmagazin für Pflege und Betreuung. Sie wurde vom Stiftungsrat beauftragt, in Form des vorliegenden Magazins einen Blick von aussen auf die Qualität des Jugendhilfe-Netzwerks Integration zu werfen.

Entstanden sind fünf unterschiedliche Geschichten aus dem Alltag der Stiftung Integration. Da sind zum einen Vlori und Rico: zwei ehemalige platzierte Kinder. Sie schildern in berührender Art und Weise, wie sie die Zeit im Emmental erlebt haben. Vlori hat im Pfaffenmoos eine Heimat gefunden und nach einem langen Weg

„eine Art Frieden“ mit ihrer Vergangenheit geschlossen. Rico hat uns in Winterthur erklärt, warum er zwar lieber weiter auf einem Schiff die Weltmeere befahren hätte, auf der Knubbelsegg im Entlebuch dann aber doch genügend Weitblick erhalten hat, um für eine Ausbildung als Fachmann Betriebsunterhalt gerüstet zu sein.

Da sind aber auch die beiden Familien Aeschlimann und Bürki, die schildern, weshalb sie sich und ihre Familie öffentlich machen und ihren Lebensraum Kindern und Jugendlichen als Lebensmittelpunkt zur Verfügung stellen. Wir erfahren, was sie täglich antreibt mit „ihren“ Kindern durch dick und dünn zu gehen. Sie erzählen von Erfolgserlebnissen und ihren Grenzen.

Zum Schluss dann noch ein weiterer Blick von aussen: Christian Graber, Sozialarbeiter aus Basel, Beistand von einigen Kindern und Jugendlichen, die bei der Stiftung Integration platziert waren. Er erzählt, was Kinder und Jugendliche seiner Meinung nach bei uns im Emmental und im Entlebuch erhalten und finden.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen beim Lesen dieser Geschichten aus dem Leben im Jugendhilfe-Netzwerk Integration.

Marc Baumeler, Gesamtleiter





## Mit 18 Jahren wurde sie von ihrer Pflegefamilie im Emmental adoptiert...

### Heimat ist das Pfaffenmoos

Aufgewachsen in einer kosovarischen Familie im Kanton Zürich, in der Gewalt und Prügel zur Tagesordnung gehörten, wurde sie mit elf Jahren von einem Tag auf dem anderen zusammen mit ihren zwei Schwestern und ihrem Bruder in eine SOS-Familie platziert. „Ratzfatz, einfach so, meine Eltern waren wegen kriminellen Machenschaften in U-Haft genommen worden“, sagt Vlorë bei unserem Gespräch im Städtchen Sursee, wo sie heute als Geomatikerin in einer Firma mit rund hundert Angestellten tätig ist. Dort ist sie verantwortlich für zwei Gemeinden, macht amtliche Vermessungen für die Einträge ins Grundbuch und solche für Ingenieure und Baufirmen, denen sie die Ergebnisse ihrer Absteckungen von Achsen im Bereich Strassen-, Hoch- und Tiefbau liefert. Dies nachdem sie eine Lehre in Langnau gemacht und danach zwei Jahre in Effretikon gearbeitet hatte. Sie pendelt werktags mit dem Zug zwischen dem Arbeitsort Sursee und ihrem Wohnort Luzern, wo sie seit einem Jahr zusammen mit ihrem Freund lebt. Mühe hat sie zunehmend mit dem Stress und dem Zeitdruck und vor allem „mit dem Fehlen von Menschlichkeit“ in ihrem Beruf. Das Ganze ist ihr zu technisch. Vlorë hat einen Plan. Im Moment ist ihr Traum, in einem Beruf zu arbeiten, „bei dem es um Menschen geht“, zwar noch Zukunftsmusik. Doch Vlorë weiss aus Erfahrung, mit einem Ziel vor Augen, lassen sich Steine einfacher aus dem Weg räumen.

Manche Erinnerungen berühren heute noch.

### Eine neue Familie

Als drittes Mädchen einer Familie, in der „traditionell verankert die Männer das Sagen haben“, hatte sie sich in den ersten Jahren ihres Lebens zu einem scheuen Kind entwickelt. „Glück war, dass ich von meiner Herkunftsfamilie wegkam und zusammen mit meinem Bruder in eine dermassen gute Familie ins Pfaffenmoos in Eggwil kam, mit der ich mich von Anfang gut verstand“, erzählt heute eine selbstbewusst wirkende junge Frau und strahlt ihre Gesprächspartnerin über ihr Teeglas hinweg an. Am Anfang duschte sie zweimal pro Tag, musste sich an Kuhstall und Bauernhofgerüche gewöhnen. „Als Kind lernt man aber die Vorzüge des Landlebens und die damit verbundenen Freiheiten schnell kennen“, sagt Vlorë beim Kramen in den Erinnerungen an ihre Anfangszeit im Pfaffenmoos. Aus dem heiklen „Finöggeli“ wurde bald ein Bauernmädchen. Kürzlich hat sie zusammen mit ihrem Freund während einer Woche den Hof geführt, damit „ihre Familie mal eine Woche Ferien machen konnte“.

Auf die Frage wie lange sie denn in dieser Familie geblieben sei, toppt sie ihren Bericht über „das Beste, was ihr widerfahren konnte“ mit dem Satz: „Ich bin für immer in meiner Familie geblieben!“ Den erstaunten Blick ihres Gegenübers beantwortet sie mit der Erinnerung an „das schönste Ereignis in ihrem Leben“: Mit 18 Jahren wurde sie von ihrer Pflegefamilie im Emmental adoptiert. Seither heisst sie Vlorë Zaugg. Auf diesen Namen ist sie stolz. Das Pfaffenmoos ist ihr Daheim. Sie spricht Berner Dialekt.

### Ein Glücksfall

Die 26-jährige Frau mit den aufmerksamen Augen und dem feinen schmalen Gesicht rückt sich ihren blauen Schal zurecht, taucht den Teebeutel ins heisse Glas Wasser und erzählt. Die Bauernfamilie Zaugg, ein kinderloses Ehepaar, entsprach nicht genau den Vorgaben der Stiftung Integration. „Das Platzierungskonzept fokussiert Familien mit Kindern.“ Zum Glück, gab man diesem Paar eine Chance. Denn für Vlorë war diese Platzierung „ein Glücksfall“. Bei dieser Familie „mit richtigen Schweizertraditionen“ fühlte sie sich von Anfang an aufgenommen und geborgen. Und ihre kosovarischen Wurzeln? Diese sind für sie nicht mehr so bedeutend. „Ich wusste bereits als kleines Kind, dass ich in meiner Herkunftsfamilie keine Perspektive hatte.“ Eine solche fand sie im Pfaffenmoos. Dort „blühte sie so richtig auf“. Sie hatte eine neue Rolle. Plötzlich hatte auch sie Rechte. Sie war nicht mehr nur



ein weiteres Mädchen in der Familie, dessen Aufgabe es war des jüngeren Bruders Hausmädchen zu sein. Geliebt hat sie den kleinen Bruder, obwohl sie viel mit ihm stritt: „Er war ein Charmeur, ein besonderer Mensch“, sagt Vlorë, während sie ganz langsam den Teebeutel mit dem Löffel ausdrückt. Er war? Was bedeutet die Vergangenheitsform? Vlorë trinkt vorsichtig einen Schluck vom heissen Tee. Nach zwei Jahren ging ihr Bruder in seine Herkunftsfamilie zurück. „Das war extrem hart.“ Als sie fünfzehn war, starb ihr Bruder bei einem tragischen Unfall. Hätte sie ihre Familie im Pfaffenmoos nicht gehabt, sie wüsste nicht, wie sie das Ganze verkraftet hätte. Später kamen andere Pflegekinder in die Familie. Lange hat es gedauert, bis sie dem einen oder anderen erlaubte in ihrem Leben ein bisschen die Rolle des jüngeren Bruders zu übernehmen.

### Ein langer Weg

Vlora lebte bereits einige Jahre bei der Familie Zaugg, als man von Seiten der Behörden fand, dass sie „an einem kostengünstigeren Ort untergebracht werden sollte“. Für die gut 15-Jährige war das ein Schock. Das Ehepaar Zaugg hatte längst die Stelle ihrer leiblichen Eltern übernommen. Hätte man sie wegplatziert, sie wäre untergetaucht, da ist sich Vlora sicher. Unglaublich dankbar ist sie der Stiftung und ihren damaligen Pflegeeltern, dass sie sich „mit einem Grosseinsatz“ für sie eingesetzt haben. Einige Gerichtsverhandlungen waren aber durchzustehen, daran erinnert sich Vlora mit Schaudern. Letztlich durfte sie bei ihrer Familie bleiben. Dem Ganzen kann sie heute sogar etwas Gutes abgewinnen: „Solch gemeinsam durchgestandene Geschichten machen einen stärker.“ Irgendwann weigerte sie sich, ihre Herkunftsfamilie zu treffen. „Es war eine radikale Entscheidung, die wehtat.“ Ohne diesen Schritt hätte es sie innerlich zerrissen, sagt Vlora mit einem Blick in die Ferne. Mit beiden



Mit zweiundzwanzig schloss sie „eine Art Frieden“ mit ihrer Vergangenheit.

Händen umfasst sie die heisse Teetasse. Noch mehr Mut brauchte es, sich endgültig von der Herkunftsfamilie abzusetzen, als sie mit achtzehn Jahren den Adoptionsantrag unterschrieb. Oft und lange hatten sie und ihre Pflegeeltern miteinander gesprochen: „Es war nicht einfach, sich einzugestehen und zu kommunizieren, dass wir uns alle die Adoption wünschten.“ Ihre frühkindlichen Erfahrungen betrachtet Vlora heute „als Auseinandersetzung mit dem Leben, die man hat, wen man solche Sachen erlebt“. Mit zweiundzwanzig schloss sie „eine Art Frieden“ mit ihrer Vergangenheit. Sie hat mit ihren leiblichen Eltern gesprochen, ab und zu trifft sie ihre beiden Schwestern, sie weiss, wie es der Familie geht, mehr braucht und will sie nicht. Ihre Familie ist im Pfaffenmoos: „Dort ist meine Heimat.“ Und sie berichtet von der grossen Liebe, die sie von diesen herzensguten Menschen von Anfang an spürte: „Auch damals, als ich in meiner wilden Zeit manchmal ziemlich über die Stränge schlug.“

### Gestern und heute

Wenn Vlora heute zu ihrer Mutter und ihrem Vater ins Pfaffenmoos zu Besuch geht, dann freut sich das jetzige Pflegekind der Familie auf die „die grosse Schwester“. Manchmal macht sie mit dem Bub einen Besuch in der Tagesschule der Stiftung Integration in Eggwil. Dass es diese Schulmöglichkeit heute gibt, findet sie gut. Sie selber besuchte damals eine kleine Gesamtschule und fühlte sich als gute Schülerin wohl im Kreis der Gpänli aus der näheren und weiteren Umgebung. Eine gute Sache war das, „obwohl die Fördermassnahmen kaum dem entsprachen, was heutzutage möglich ist“. Sie will sich kein Urteil anmassen, trotzdem findet sie, dass eine Spezialschule wie diejenige in Eggwil auch Probleme birgt. „Die Kinder werden eher zu fest beschützt und abgesichert.“ Klar ist für sie, dass „gewisse Standards“ erfüllt werden müssen und dass manche Kinder einen geschützten Rahmen brauchen. Der Preis dafür ist „die Gefahr der Isolation“. Gut fände Vlora, wenn die Kinder vermehrt

in Sportvereinen oder bei verschiedensten dörflichen Aktivitäten mit dabei wären. Denn für eine gesunde Entwicklung sei nötig, dass ein Kind nicht nur Beziehungen innerhalb von Familie und Schule, sondern auch in einem weiteren sozialen Umfeld aufbauen könne.

Etwas anderes ist ihr aufgefallen: „Ich habe das Gefühl, dass man in der Schule in Eggwil ziemlich nachsichtig ist und sich extrem davor fürchtet, dass ein Kind einen bleibenden Schaden davon tragen könnte, wenn Erwachsene auf unangepasstes Verhalten mit einer strikten Handlung reagieren.“ Vloras Standpunkt sieht anders aus: Auch Kinder mit einer schwierigen Vergangenheit sollten klare Grenzen – und sogar mal eine Strafe - zu spüren bekommen. Sie sollen zudem nicht überbehütet werden. Das bedeutet für sie: „Vorsicht in Ehren, ein Kind darf aber auch mal auf die Nase fallen Das gehört zum Erwachsenwerden!“ Vlora weiss aus eigener Erfahrung: „Ein Mensch kann sehr viel aushalten.



Der Zuspruch und die Unterstützung anderer Menschen haben Vlora zu dem Menschen gemacht, der sie heute ist.

Und nicht alles hat negative Folgen.“ Kinder, die in eine Pflegefamilie platziert werden, haben ihrer Ansicht nach gelernt mit anspruchsvollen Situationen umzugehen: „Sie ertragen mehr als wir oft denken.“ Für sie gilt zudem der Grundsatz: „Jedes Lebewesen hat eine eigene Meinung und jeder Mensch strebt früher oder später nach Selbstbestimmung. Je mehr und besser Erwachsene die Kinder dabei unterstützen, umso leichter fällt es diesen, sich in der Gesellschaft einzugliedern und sich selber zu finden.“ Dies ist genau das, befindet Vlora, was die Stiftung Integration mit ihrem Engagement auf einem hohen Niveau und von Jahr zu Jahr professioneller leistet. Apropos Professionalität! Sie möchte auf keinen Fall kritisieren. Der Ausbau einer Organisation und die damit verbundene Professionalisierung beinhalten für Vlora aber die Gefahr, dass man sich in „einem Haufen Administration“ verliert und betriebsblind wird. Und so wünscht sie sich: Dass die Stiftung Integration, trotz all der vielen Gesetze und Vorschriften, an denen es sich zu orientieren gilt, ihre Arbeit weiterhin mit so viel Herzlichkeit leistet. Denn: menschlich zu handeln, ist für sie etwas vom Wichtigsten. Was für sie gleichbedeutend ist wie „authentisch zu sein“.

### Die wesentlichen Grundlagen

Gibt es etwas, das Vlora auf Grund ihrer Erfahrungen anderen Kindern zum Start in einer Pflegefamilie mit auf den Weg geben kann? Schwierig sei das, findet sie. Sie selber habe sich nichts mehr gewünscht, als „eine andere Familie zu haben“. Die meisten Kinder seien bei einer Fremdplatzierung jedoch auf Abwehr eingestellt. Und so kann sie jungen Menschen bloss raten, „dem Ganzen eine Chance zu geben und zu versuchen, sich mit den Leuten auseinanderzusetzen“. Doch wie, so fragt sie sich, soll man etwas so Komplexes einem

Kind erklären. Darum richtet sie ihre Botschaft lieber an die Pflegeeltern. Drei wesentliche Grundlagen sind ihrer Ansicht nach nämlich nötig: Pflegeeltern brauchen Geduld, sollen Kindern ein Geborgenheitsgefühl geben und für sie „ein Nest schaffen“. Das aber ist nur möglich, „wenn die Chemie zwischen Kindern und Pflegeeltern stimmt“. Was für Vlora ein zentraler Punkt ist bei der Entscheidung, welches Kind zu welcher Familie passt. Und noch etwas findet sie wichtig: Wenn es gilt Zukunftslösungen für ein Kind zu suchen, sollte die Beurteilung der Pflegefamilie einen hohen Stellenwert haben. Als ehemaliges Pflegekind weiss sie nämlich: Auf das Gespür der Pflegeeltern kann man vertrauen, denn diese leben schliesslich nahezu 24 Stunden pro Tag mit dem Kind zusammen. Das Allerwichtigste für ein Kind, nämlich Strukturen, Heimat und sich dazu gehörig fühlen, das hat Vlora seit ihrem elften Lebensjahr im Pfaffenmoos erfahren dürfen. Sie nimmt einen letzten Schluck aus ihrer Teetasse, setzt diese vorsichtig auf dem Unterteller ab und diktiert der Gesprächspartnerin die Quintessenz ihrer Geschichte: „Der Zuspruch und die Unterstützung, die ich von überall her zu spüren bekam, hat mich zu dem Menschen gemacht, der ich heute bin.“ Dann streicht sie sich ganz langsam ein paar Haare aus dem Gesicht und erklärt nachdenklich, dass für sie lange nicht klar war, was sie wirklich wollte. „Aber jetzt bin ich angekommen in meinem Leben. Ich weiss nun, was ich will.“ Sie möchte sich in einem sozialen Beruf engagieren. Was sie jedoch schon lange weiss: Ihre Familie, Freund, Freunde, das soziale Umfeld bedeuten ihr sehr viel. Extrem Angst hat sie, jemanden aus dem nahen Umfeld zu verlieren.



# Gemeinsam den Tag gestalten...

## Die Chemie muss stimmen

Steil windet sich die Strasse den Hügel hoch, vorbei an Wäldern und Wiesen, ab und zu ein Bauernhof, eine letzte Kurve und vor uns an den Hang geschmiegt zeigt sich ein mit roten, violetten und weissen Blumen geschmücktes behäbiges Zweifamilienhaus mit hauseigener Käserei im untersten Stock. Rechts davon geht's zum Stall. Hier auf der Knubelsegg, rund siebeneinhalb Kilometer entfernt vom Bahnhof Escholzmatt, leben und arbeiten Ruth und Klaus Aeschlimann, seit sie 1996 ihre Pacht im Emmental aufgeben haben, um sich im Entlebuch eine neue Existenz aufzubauen. Dazu gehört auch ihre Aufgabe als Partnerfamilie der Stiftung Integration.



Als zurzeit einziges Kind in der Familie geniesst Robert die volle Zuwendung seiner Pflegeeltern.

### Aufbauen auf jahrelanger Erfahrung

Die vier Töchter sind erwachsen und längst ausgeflogen. Ab und zu kommen die Grosskinder auf Besuch. Dann kann es sein, dass der zehnjährige Pflegebub der Aeschlimanns eifersüchtig darüber wacht, dass die Liebe seiner Pflegeeltern nicht zu seinen Ungunsten verteilt wird. Doch die Pflegeeltern meistern auch heikle Momente mit grosser Ruhe. Seit 24 Jahren seien sie selten länger als ein paar Monate allein auf dem Hof gewesen, berichtet das Paar bei unserem Gespräch in der gemütlichen Wohnküche, von wo man einen gigantischen Blick in die Berge hat. Jahrelang arbeiteten die Beiden für die Organisation Prisma und nahmen

Jugendliche aus dem Bereich der Drogenszene bei sich auf. Seit 2008 engagieren sie sich als Partnerfamilie der Stiftung Integration. Vor eineinhalb Jahren kam ein blonder Wirbelwind nach einem stationären Aufenthalt in der Jugendpsychiatrie auf die Knubelsegg. Ein Pflegekind, das den Pflegeeltern einige Energie abverlangt im Umgang mit seinem Temperament und mit einigen Verhaltensweisen, die herausfordern. „Vergleicht man aber die Situation von heute, mit dem was vor zwei Jahren war, so liegen Welten dazwischen“, sagt Ruth Aeschlimann. Dies nicht zuletzt darum, weil das Leben auf der Knubelsegg für den Buben geradezu ideal ist. Als zurzeit einziges Kind in der Familie geniesst er die volle Zuwendung, gleichzeitig kann er sich täglich im Spiel mit anderen Kindern messen, die im oberen Stock des Hauses wohnen.

### Die Suche nach den positiven Seiten

Klaus Aeschlimann will aus dem Zusammenleben mit Pflegekindern keine grosse Sache machen. Für ihn gilt: „Kein grosses Aufheben machen, gemeinsam den Tag gestalten, eins ums andere nehmen und darauf achten, was für das einzelne Kind von besonderer Bedeutung ist.“ Bei einem der früheren Pflegekinder war schnell klar, dass am Tisch sitzen und so zu lernen wenig Erfolg brachte. Die Namen der Kantonshauptstätte übte Rico, während er auf dem Balkon „rumtigerte“ und den Blick in die Ferne schweifen liess. Und manchmal ist gefordert, dass sich Pflegeeltern auch auf Ungewöhnliches einstellen. „Heimbeschulung“ war beim selben Jungen angesagt. Eine auf ihn zugeschnittene Lösung, die von Seiten der Stiftung arrangiert worden war, weil sein Agieren im Gruppenbetrieb der Schule für alle

Beteiligten mit zu vielen Problemen behaftet war. Pro Woche zweimal wurde der Bub von Lehrer Marc Baumeier auf dem Hof am Küchentisch unterrichtet. Ruth und Klaus Aeschlimann unterstützten diese unkonventionelle Lösung und übernahmen das „Rahmenprogramm“. Mit ihrem unkomplizierten und gleichzeitig einfühlsamen Eingehen auf die Situation trugen sie wesentlich dazu bei, dass Rico einige Monate später nach und nach wieder seinen Platz im Schulbetrieb in Eggwil fand. Viel zur positiven Entwicklung beigetragen habe sicher, so resümiert Klaus Aeschlimann, dass der handwerklich begabte Bub seine Energie beim Hantieren mit Gullenpumpe, Rührwerk, Kreisler oder Schaufel einsetzen können. Dies betrachtet er rückblickend nicht zuletzt darum als besonders positiv, weil es dabei oftmals etwas zu rühmen gab. Herauszufinden was man loben kann, ist für Klaus Aeschlimann nämlich etwas Wichtiges im Umgang mit Pflegekindern und mit Menschen überhaupt. Das Mitarbeiten auf dem Hof sei derweil zweitrangig. „Klar sind wir froh, wenn mitgeholfen wird, die Kinder und Jugendlichen sind aber nicht zum Schaffen hier.“

### Gegenseitige Unterstützung

Eine wesentliche Voraussetzung für ein gutes Zusammenspiel im Umgang mit Pflegekindern ist für Aeschlimanns, dass das ganze Umfeld am gleichen Strick zieht. So gelte es insbesondere auch mit den leiblichen Eltern der Kinder zusammenzuarbeiten, betonen sie. Wenn mindestens ein Elternteil bereit sei „mitzuziehen“, dann wirke dies oft Wunder. Wichtig sei auch,

dass man sich immer wieder frage, was man anders machen könnte. Dies vor allem in schwierigen Phasen oder an Tagen, „die einfach nicht so laufen wie man es gerne hätte“. Und solche gibt es im Zusammenleben mit einem Pflegekind immer wieder, das will Ruth Aeschlimann auf keinen Fall verschweigen. Eine gute Möglichkeit sei, so findet sie, Problematisches an Standortgesprächen einzubringen. Gemeinsam findet man oft gute Lösungen, das erlebt sie immer wieder.

Die regelmässigen Kontakte mit der Stiftung sind für sie von enormer Bedeutung. So zum Beispiel die Wochentelefonate mit der Bezugsperson ihres Pflegekindes, die immer zur gleichen Zeit stattfinden. Klaus Aeschlimann rühmt, dass die Partnerfamilien von Seiten der Schule regelmässig einen Bericht erhalten, und dass man über das Kontaktheft zu Informationen komme. Jederzeit hätten sie bis jetzt auf die Unterstützung der Stiftung zählen können, so lobt Klaus Aeschlimann die Zusammenarbeit mit seinem Arbeitgeber. Er erinnert sich zum Beispiel an eine Situation, bei der ein gewalttätiger Ausbruch eines Pflegekindes ihn zwang die Polizei zu alarmieren. „Da fragt man sich schon, ob eine solche Aktion die Richtige ist und ist froh, wenn man Rückendeckung bekommt.“ Diese bekam er. Den Umgang mit Gewalt und das Setzen von Grenzen betrachtet er jedoch als eine der grössten Herausforderungen. Klar ist für ihn aber: „Konflikte darf man nicht aus dem Weg gehen, und nur mit Reden bringt man manches nicht hin. Im richtigen Moment muss man eindeutig sagen, dass es so und nicht anders geht.“



Wie aber gehen die Aeschlimanns als Paar mit solch anspruchsvollen Situationen um? „Wir ergänzen uns gut“, sagt Ruth Aeschlimann. Das Allerwichtigste ist: „Wir fallen einander nicht in den Rücken.“ Dies bedeutet: Wenn am Tisch im Beisein von Kindern etwas entschieden wird, gibt es keine Einwände, auch wenn der Partner nicht einverstanden ist. Besprochen wird das Thema später unter vier Augen. Zudem haben sich die beiden in all den Jahren so gut kennengelernt, dass sie in den meisten Situationen recht genau wissen, „wie der andere tickt“ und entsprechend angepasst reagieren. Für Ruth Aeschlimann ist es wichtig, dass man einander auch mal „Danke“ sagt. Dies sei besonders wichtig, wenn nicht alles rund laufe. Schwieriges lasse sich zudem mit einem Stück Humor um Längen besser

Klaus Aeschlimann, denn „von der Landwirtschaft allein kann in der Region kaum jemand leben“. Ein Problem besteht darin, dass dieser Verdienst nicht garantiert ist. Es gibt Einnahmeausfälle, wenn kein Kind da ist, das zur Pflegefamilie passt. Ruth Aeschlimann als Präsidentin des Vereins der Partnerfamilien findet es deshalb gut, dass dieser zurzeit nach Lösungen sucht, um zertifizierte Partnerfamilien in dieser Situation solidarisch zu unterstützen und finanziell zu überbrücken. Zur Diskussion steht beispielsweise eine Reservationstaxe. Nur wegen dem Einkommen ein Kind aufzunehmen, das finden die Aeschlimanns jedoch nicht gut. Dass die künftigen Pflegefamilien vor einem Engagement von der Stiftung „ein bisschen durchleuchtet“ werden, finden sie wichtig. Man müsse über seine Motivation und



Für Ruth Aeschlimann ist es wichtig, dass man einander auch mal „Danke“ sagt.

meistern, sagt sie und lacht. Kein Problem haben die Aeschlimanns mit ihrem Dauerengagement als Pflegeeltern. Sie seien stets auf dem Hof, stellt Ruth Aeschlimann ganz pragmatisch fest. Alle vierzehn Tage und in den Ferien geht das Pflegekind zudem nach Hause. Und dann gibt es noch die Ruhezeiten am Abend, wenn der Bub im Bett ist, oder tagsüber, wenn er in der Schule ist. Ansonsten halten sie es wie früher mit den eigenen Kindern: Wenn die Kinder da sind, dann ist man für sie präsent, sind sie in der Schule oder anderswo, macht man jene Sachen, die allein leichter erledigt werden.

**Eine zusätzliche Erwerbsquelle**

Die meisten Partnerfamilien der Stiftung Integration bewirtschaften einen Bauernhof. Die Betreuung eines Pflegekindes ist ein Nebenerwerb. So auch für Ruth und

die erzieherischen Vorstellungen befragt werden. Als hilfreich betrachten sie die von der Stiftung angebotenen Kurstage, die wesentliche Grundlagen zum Umgang mit der Pflegekindersituation vermitteln. Sie schätzen auch die konstruktive Zusammenarbeit, wenn ein Pflegeverhältnis zu Ende geht. Jeder Abschied ist schliesslich nicht ganz einfach zu verkraften. Dies vor allem dann, wenn die nachfolgende Lösung nicht optimal ist. Muss es auf Grund der Erfahrungen von Aeschlimanns eine Bauernfamilie sein, die sich als Partnerfamilie bewirbt? Nicht zwingend, meint Ruth Aeschlimann. Voraussetzung ist für sie, dass beide daheim sind. Sie befürchtet, dass eines der beiden leicht zum Prellbock würde, falls ein Elternteil auswärts arbeiten würde. Aeschlimanns sind auf alle Fälle froh, dass sie sich ab und zu „aufteilen und ergänzen können“.



Die Fehler und Macken der anderen zu akzeptieren und damit umzugehen, ist für Klaus Aeschlimann etwas vom Wichtigsten.

Als schwierig betrachten sie es, wenn die eigenen Kinder im gleichen Alter wie die Pflegekinder sind, weil Rivalitäten geradezu vorprogrammiert sind. Besser findet sie es, wenn die eigenen Kindern bereits ausgeflogen oder zumindest auf dem Weg dazu sind. Was nicht heissen muss, dass nur dieses Modell erfolgreich ist, wie Ruth Aeschlimann aus Erfahrungen anderer Partnerfamilien weiss. Gibt es bestimmte Voraussetzungen, die nötig sind, damit das Zusammenspiel zwischen Pflegekind und Familie gut läuft? Für Ruth Aeschlimann ist klar: „Wenn die Chemie stimmt, ist das Halbe gelaufen.“ Was für sie im Klartext heisst, dass Pflegeeltern und Pflegekinder zusammenpassen müssen. Darum findet sie es äusserst wichtig, dass man sich genügend Zeit gibt zum Kennenlernen, wie dies zum Beispiel im Rahmen der Schnupperwoche möglich ist. Ein anderer Punkt ist für Klaus Aeschlimann ganz wichtig: „Es gilt, die Fehler und Macken der anderen – und damit auch diejenigen der Pflegekinder - zu akzeptieren und damit umzugehen.“ Was für ihn bedeutet, „dass man sich nicht an jedem kleinsten bisschen stört“

**Etwas bewirken können**

Hört man die engagierten Worte von Ruth und Klaus Aeschlimann zum Wohle von Kindern und Jugendlichen, die während den ersten Jahren ihres Lebens nicht immer auf der Sonnenseite des Lebens standen, stellt sich unweigerliche die Frage, wie lange man eine

solche Aufgabe erfüllen kann und will. Zu alt sollte man als Pflegeeltern nicht sein, findet Ruth Aeschlimann. „Man sollte mit den Kindern noch etwas unternehmen können, Skifahren, ein bisschen Sport machen. Klaus Aeschlimann fragt sich, ob man in späteren Jahren immer noch gleich gelassen reagiert wie früher und wie viel man noch ertragen kann. Schön ist es für sie zu sehen, wie das jetzige Pflegekind Fortschritt macht, persönlich, schulisch, gefühlsmässig und im Kontakt mit anderen Menschen. Solches zu erleben, motiviere, findet das engagierte Elternpaar. Sie sind sich einig: „Alles kann man nicht machen. Aber mit dem, was die Stiftung Integration mit ihrem Schulangebot und der Zusammenarbeit mit den Partnerfamilien macht, holt man das Optimum heraus.“ Die Aeschlimanns sind jetzt beide über sechzig. Wahrscheinlich wird das jetzige Pflegekind das letzte sein, das im Auftrag der Organisation auf der Knubelsegg weilt. Das wäre ein schöner Abschluss, finden Ruth und Klaus Aeschlimann. Dass es noch eine Weile dauert, bis der Zehnjährige flügge ist, darüber sind sie froh. Beim abschliessenden Fototermin stellt sich Robert zwischen seine Pflegeeltern und legt ihnen seine Hände auf die Schultern. Wenn Rico alle paar Monate mit Sack und Pack auftaucht, steigt er in seine Arbeitskleider, hantiert mit Maschinen und Werkzeug und berichtet aus seinem Leben. Dass sie als Pflegeeltern mit ihrem Tun etwas bewirken können, das freut die Aeschlimanns.

Beim abschliessenden Fototermin stellt sich Robert zwischen seine Pflegeeltern und legt ihnen seine Hände auf die Schultern.



# 14'357 Seemeilen...

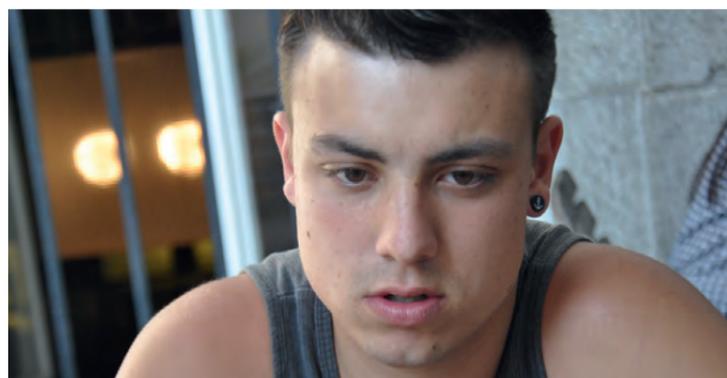
## Erfahrungen, muss jeder selber machen

Er war in Madeira, auf den Balearen, in Mallorca, Ibiza, Sardinien, Korsika und Elba, fuhr mit dem Schiff nach Frankreich und zu den Kanaren, über die Azoren nach Irland, die Westküste rauf und quer rüber nach Schottland zu den Shetland Inseln, dann nach Norwegen, Holland, Deutschland, Dänemark zu den englischen Kanalinseln, nach Brest in der Bretagne, der Atlantikküste entlang, zurück nach Madeira und wieder zu den Kanaren. Das sind insgesamt 14'357 Seemeilen. „Diese Zahl“, so sagt Rico Wirz bei unserem Gespräch in einem Garten-Café in Winterthur stolz, „wird er sich eines Tages irgendwo auf die Haut tätowieren lassen.“ Als Elfjähriger kam er aufs Jugendschiff. Dies nachdem, wie er mit Schulterzucken erklärt, „niemand so recht wusste, was mit dem Kind zu machen war, das mit der Diagnose Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätsstörung auf einen Weg zurückblickte, der von den getrennten Eltern weg in die Tagesschule, in ein Heim, eine Pflegefamilie und wieder nach Hause führte“. Er kam aufs Schiff und das war für ihn eine Lebensschule. Am Anfang war es hart: dem Wind und dem Wetter

wurde abgelehnt. Die Behörden machten leider nicht mehr mit, erklärt er. Rico brauchte Schulbildung. Mit vierzehn Jahren kam er in die Stiftung Integration in Eggwil. Und das war zu Beginn alles andere, als eine einfache Geschichte.

### Am falschen Ort

Er erinnert sich gut an das erste Gespräch im Gemeindehaus: ein grosser viereckiger Tisch und an die „drei Millionen Menschen“, die darum herum sassen. Ein komisches Gefühl, alle waren sie wegen ihm gekommen! Die Pflegefamilie Bürki, die Eltern, die Leute von der Stiftung Integration, der Psychiater, die Gemeindepräsidentin von Bauma, alle wollten mit ihm über seine Zukunft sprechen. Vier Tage nach der Rückkehr vom Schiff kam er nach Eggwil in die Familie von Margrit und Werner Bürki. Lieber wäre er zur Mutter oder zum Vater gegangen. Er konnte sich nicht vorstellen in diesem grossen behäbigen Emmentaler Bauernhaus zu leben, „wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen“. Rundum nichts als Wiesen und Berge. Diese Enge, furchtbar.



Er konnte sich nicht vorstellen, in diesem grossen behäbigen Emmentaler Bauernhaus zu leben.

trotzen, sich als Jüngster einen Platz erkämpfen, vor dem Morgenessen zehn Runden ums Schiff schwimmen, insgesamt 800 Meter, arbeiten nach einem genauen Plan, todmüde ins Bett sinken. An all das gewöhnt man sich. Drei Jahre lebte Rico auf dem Schiff. Er wollte bleiben. „Das Meer, dieser Blick ins Nichts, eine solche Freiheit erlebst du sonst nirgendwo.“ Rico, freundlich, muskulös, graue Dreiviertelhose, grünes Träger-Shirt, Flip-Flops an den Füßen, im Ohr ein Stecker mit einem Anker, 20 Jahre alt, Lehrling Fachmann Betriebsunterhalt, sinniert in die Ferne. Er ballt seine Hände auf dem Tisch zu Fäusten, an seinen Fingern glänzen Totenkopf-Silberringe im Sonnenlicht. Der dritte Antrag für eine weitere Runde auf dem Schiff



Die Familie meinte es gut mit ihm, das weiss er schon. Die kleinen Ämtli waren im Grunde ein Pappenstiel: Heuen, Rüben schnitzen, den Schweinstall ausmisten, den Kühen Heu reingeben. Manches hätte er zwar anders gemacht. Schliesslich war er in der Welt herumgekommen und hatte einigen Bauern über die Schulter geschaut. Das war aber nicht der eigentliche Grund, warum er sich „quer stellte“ und sich in seinem Innersten die Aggressionen stauten. Fernweh hatte er. „Auf dem Meer kannst du die Segel setzen und der Wind trägt dich dorthin, wo du willst.“ Das bedeutet Freiheit. In der Schweiz war es kalt, es regnete, und im Emmental gab es bloss Bauernhöfe, Strassen, Abgründe und vor allem Hügel.



### Das Gefühl von Freiheit

Rückblickend weiss Rico, worauf bei einer Platzierung in eine Pflegefamilie zu achten ist: „Man müsste besser schauen, woher die Kinder kommen und wie ihr Charakter ist.“ Für ihn hätte das bedeutet, dass man gemerkt hätte, wie viel ihm der Blick in die Ferne bedeutete. Im Klartext heisst das, besser darauf zu achten, welches Kind in welche Familie passt. Nach den Vorlieben eines Kinders sollte gefragt werden. Für ihn wäre es wichtig gewesen, dass er mindestens einmal pro Woche hätte zum Schwimmen gehen können. Das hätte ihm die Trennung vom grossen Wasser ein Stück erleichtert, da ist er sich sicher.

Ein Jahr weilte er in der Luchsmatt bei Bürkis. Seine Rückschau ist kurz und klar: „Als ich nach ein paar gewalttätigen Aktionen in der Schule nicht mehr tragbar war, wurde ich dort rausgeschmissen. Dazu kam ein ‚Misstritt‘ in der Pflegefamilie, und so wurde ich in eine andere Familie platziert.“ Doch das – so sagt er heute, sei für ihn gut gewesen. Gut ein Jahr lang lebte er danach bei Ruth und Klaus Aeschlimann in Escholzmatt. Der Hof, acht Kilometer weg vom Dorf, weit und breit keine anderes Haus. Doch das war für Rico kein Problem. Wie früher auf dem Schiff, hatte er an diesem Ort das Gefühl von Weite. 1087 Meter über Meer, hier konnte der Blick in die Ferne schweifen zur Bergkette am Horizont, hier ging immer ein Lüftli und er konnte endlich wieder richtig atmen. Klar lief auch auf der Knubelsegg nicht immer alles wie am Schnürchen. Was er aber besonders schätzte: Chläusu, wie er seinen damaligen Pflegevater nennt, hat ihn „auch mal machen lassen“. Er durfte Traktor

fahren, die Maschinen bedienen. Fast ein Jahr lang wurde er von Marc Baumeler zweimal pro Woche auf dem Hof unterrichtet. Dieser Privatunterricht, so findet Rico heute, war eigentlich ganz „gäbig“. Warum? „Dabei hatte man seine Ruhe, man konnte Fragen stellen, wenn man etwas wissen wollte.“ Eine schulische Leuchte war er nicht, das ist ihm klar. Er weiss aber: „Jedes Gramm Wissen, das man sich erwirbt, hilft einem im Leben“. Den Grundstein für diese Haltung wurde für ihn im Heimunterricht auf der Knubelsegg gelegt. Und lachend erinnert er sich daran, wie Ruth, seine Pflegemutter, beim Chäsli schmieren in der hauseigenen Käserei mit ihm das Einmaleins büffelte. Er mochte dieses gemütliche Schaffen zusammen mit Ruth. „Kein Stress, es kann nichts kaputt gehen, und dabei lernst du ein bisschen.“ Besser als die Aeschlimanns hätte es niemand machen können, davon ist er überzeugt. Auch wenn es zwischendurch mal „Vorfälle“ gab, wie er die zwei Situationen bezeichnet, bei denen er sich nicht mehr so ganz unter Kontrolle hatte. Diese Menschen hatten eine gutmütige und gerade Linie. Es gab Aufgaben und Grenzen, und sie sagten, was Sache war.

Fast ein Jahr lang wurde er von Marc Baumeler zweimal pro Woche auf dem Hof unterrichtet. Dieser Privatunterricht, so findet Rico heute, war eigentlich ganz „gäbig“.





Auch wenn ihn das Schulische fordert, den Lehrabschluss will er schaffen.

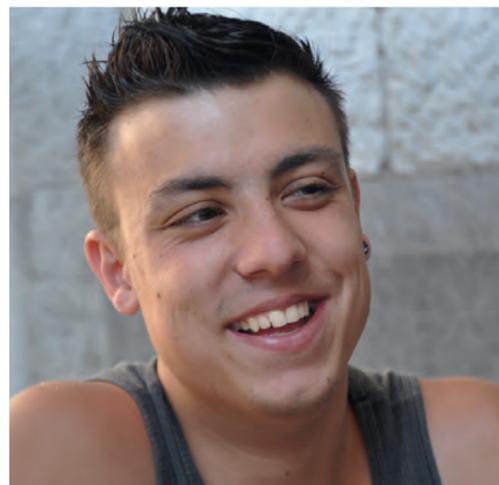
#### Mehr als bloss Schulisches

Als er später wieder zur Schule in Eggiwil ging, sauste er jeweils mit dem Velo den weiten Weg runter ins Dorf und zum Bahnhof. Auf dem Heimweg hiess es in die Pedalen trampeln. Schön wäre es seiner Meinung nach gewesen, wenn die Schulgruppe gemischerter gewesen wäre. „Für die Entwicklung von jungen Menschen wäre es besser, wenn es nebst den vielen Jungen ein paar Mädchen in der Gruppe hätte“, lautet seine Meinung. Gut findet er, wie die Lehrkräfte einen „langsam an die Arbeit heranzuführen“ und positiv wertet er den wöchentlichen Klassenrat, der den Schülern die Möglichkeit bietet sich einzubringen. Über das Zwischenmenschliche, sozusagen über das Psychologische, habe er während dieser Zeit viel gelernt, erklärt Rico. Das sei etwas, was ihm heute nütze. Er könne innert kürzester Zeit erkennen, wie sein Gegenüber tickt. „Oft habe ich kein Wort mit der anderen Person gesprochen, ich weiss trotzdem wie es ihr geht“. Auskunft darüber gibt ihm die Mimik, die Körperhaltung und die Körperspannung seines Gegenübers.

#### Grundlagen für später

Nach der Schulzeit in Eggiwil kam er im Oktober 2009 in den Platanenhof in Oberuzwil im Kanton St. Gallen und damit in eine ganz andere Welt: eins zu eins Betreuung war dort angesagt. Nach einem schulischen Vorbereitungsjahr machte er dort eine zweijährige Anlehre zum Hauswart-Praktikant. Heute wohnt er im Kanton Zürich, hat ein Zimmer bei einer Schlummermutter in Bauma. Jeden Tag fährt er mit dem Mofa zur Arbeit. Meist ist er am Morgen der Erste, Pünktlichkeit ist ihm

wichtig. Und auch, dass die Arbeit richtig gemacht ist. Begonnen hatte er seine Lehre als Fachmann Betriebsunterhalt in einem Gehörlosenheim. Dass er dort nach einem „kleinen Ausraster in der Freizeit“ nicht mehr bleiben konnte, schaut er pragmatisch an. Seit dem Frühling 2013 führt er seine Lehre weiter im Restaurant Traube in Oberottikon. Dort gefällt es ihm viel besser. Einzig die Schule fordert ihn. Für ihn ist aber klar, dass er den Abschluss schaffen wird. Einen Boden schaffen für die Zukunft, will er sich. Den Traum vom Schiff hat er nämlich nicht begraben. Vom Bootsmann könnte man sich hochschaffen bis zum Schiffsmechaniker, so hat er sich das zurecht gelegt. Kürzlich hat er sich beworben, als auf dem Jugendschiff eine Stelle frei war. Die Absage kam prompt, immerhin vom nautischen Leiter. Wenn er das nötige Rüstzeug beisammen hat, so sagt Rico und zeigt mit dem Zeigefinger in die Ferne, werde er es schaffen aufs Schiff zu kommen. Vorab stillt er seinen Durst nach dem grossen Wasser mit Tauchen. Sein Ziel: Tauchlehrer zu werden.



#### Ratschläge für andere

Was würde er anderen jungen Menschen raten, die als Kind in einer ähnlichen Situation stünden, wie er vor Jahren? „Man lässt sich nichts sagen, das ist das Problem. Du hörst dir einen Vorschlag zwar an, probierst ihn vielleicht sogar aus. Du willst aber nicht hören, was die anderen meinen, sonst hätten die Erwachsenen vielleicht sogar recht.“ Man wolle selber probieren, erklärt er, die eigenen Grenzen erfahren. Und so ist er der Ansicht, dass die Erwachsenen die jungen Menschen los lassen sollten, auf die Gefahr hin, dass sie sich den Kopf anschlagen, wie man auf gut deutsch sagt. Wer es nach ein- oder zweimaligem Sagen nicht glaubt, muss die Erfahrung selber machen. So sieht er das heute. Schülern und Schülerinnen, die mit den anderen nicht klar kommen und eher in der Aussenseiterrolle

stehen, rät er, sich mit den Erwachsenen gut zu stellen. „Diese muss man im Rücken haben, dort muss man das Gespräch suchen, das bringt einen weiter.“ Er habe bis jetzt eigentlich alles bekommen, was er wollte und alles gefunden, was er finden wollte, sagt er stolz. Einzig eine oder zwei Fremdsprachen, also englisch und italienisch, würde er gerne können. Das könnte man im Ausland gebrauchen. Und was sagt er seinen Kolleginnen und Kollegen, wenn sie ihn nach seiner Kinder- und Jugendzeit fragen? Manchmal erzählt er vom Bauern, von der Arbeit, von der Pflegefamilie, von der Schule in Eggiwil. Das werde von anderen in der Regel verständnisvoll aufgenommen. Viel besser jedenfalls, als wenn er vom Heim, zum Beispiel vom Platanenhof berichte. Die Leute meinten dann schnell mal, man sei einer von der gefährlichen Sorte, der „den Sprung nicht geschafft hat“. Das alles amüsiert ihn mehr, als dass es ihn belastet. Er erzählt er nämlich von seiner Zeit auf dem Schiff, sind sie meist sehr interessiert. Momentan hat er eine Freundin. Freunde, so sagt er, hat er nicht viele. Diejenigen, die er hat, bedeuten ihm aber viel und er kann sich auf sie verlassen.

#### Blick in die Zukunft

Und was wünscht er sich für die Zukunft? Er fährt sich mit der totenkopfbefangenen Hand durch das dunkle Haar und überlegt lange. Wünsche? Nebst dem Traum vom Schiff? Schwierig. Gesundheit wünscht er sich, fast alles andere könne man kaufen, zu diesem Schluss kommt er letztendlich. Aber eigentlich sei er ja gesund, so sinniert er, zumindest dann, wenn man das Leben mit ADHS so bezeichnen könne. Lebenserfahrung, grosse Lebenserfahrung, das wünscht er sich. Dies alles verbunden mit einem grossen Wissen, denn „je mehr ich weiss, umso mehr weiss ich, dass ich nichts weiss“. Diesen Satz hat er mal irgendwo gelesen, und er stimmt für ihn. Er will mitdiskutieren und seine Meinung äussern. Dafür muss er auf einen grossen Erfahrungsschatz zurückgreifen können. Die grosse Bandbreite an Erfahrungen und die damit verbundenen Beziehungen, die er als Pflegekind machte, kann er seiner Ansicht nach durchaus dazu zählen. Sie gehören zu seinem Leben. Ab und zu besucht er an einem Wochenende Ruth und Chläusu auf der Knubesegg in Escholzmatt. Dort kauft er Käse, plaudert ein bisschen und packt gerne mal kurz ein bisschen mit an, wenn es auf dem Hof grad was zu Schaffen gibt.

Grosse Lebenserfahrung und viel Wissen wünscht sich Rico.





## Die Kinder bringen Leben ins Haus...

### Das Wichtigste ist die Liebe

Im blumenberankten Emmentaler Bauernhaus schaltet und waltet eine umtriebige und vor allem fröhliche Frau. Margrit Bürki empfängt uns mit dem Händi in der Hand. Sie müsse bloss noch kurz was organisieren, ruft sie uns zu. Derweil bringt der 13-jährige Mike, der seit vier Jahren als Pflegekind in der Familie Bürki weilt, für die Gäste eine riesige Gurke aus „seinem“ Garten mit. Der Dreizehnjährige lebt seit vier Jahren als Pflegekind in der Luchsmatt in Eggiwil. Seine Pflegemutter lacht herzlich, legt ihm den Arm liebevoll um die Schultern und winkt uns durchs Fliegennetz hinein in die schmale Küche. Wir setzen uns an den Tisch mit Eckbank, wo – wie Margrit Bürki sagt - schon viele, viele Gespräche mit den heute längst erwachsenen eigenen drei Kindern und vor allem auch mit all den Pflegekindern stattgefunden haben, die seit 1999 über kürzere und längere Zeit in diesem behäbigen Emmentaler Bauernhaus lebten. Werner Bürki zieht sich gemächlich und mit freundlichem Lächeln im Gesicht einen Stuhl zu recht. 20 Kühe, etwa 20 Rindli und Kälbli, Schweine und Hühner gehören zum gut funktionierenden Landwirtschaftsbetrieb. Ende Jahr geben er und seine Frau den Hof in jüngere Hände, helfen aber weiter im Betrieb mit. Der Sohn zieht mit seiner Familie ins Bauernhaus, sie selber zügeln ins Stöckli. Mit Pflegekind Mike,

das versteht sich von selbst. Der 65-jährige Werner Bürki und seine um sechs Jahre jüngere Frau haben im Sinn die Aufgabe als Pflegeeltern, wenn immer möglich noch eine ganze Weile zu erfüllen. „Was sollten wir allein den ganzen Tag machen?“, fragt Margrit Bürki lachend. Sie hätten beide „noch genügend Feuer in sich“.

#### Etwas aushalten können

Der Wasserkrug für den Kaffee und der Schokoladekuchen mit Kokosstreusel stehen auf der Küchenkombination parat, auf dem Tisch liegen Fotos der ehemaligen Pflegekinder. Lustiges und Bewegendes, das sie im Zusammenleben mit ihren Pflegekindern während den letzten vierzehn Jahren erlebt haben, wissen die Bürkis beim Betrachten der Bilder zu berichten. Milosch und Beni, vom Institut Juvenat, mit dem die Stiftung Integration damals zusammenarbeitete, weilten oft am Wochenende und in den Ferien in der Luchsmatt. Das waren sogenannte Time-out-Plätze. Schon einige Zeit zuvor trat aber Anousha in das Leben der Familie Bürki. Und damit ein Kind, das die Herzen und die Gemüter aller Familienmitglieder auf vielfältigste Art und Weise bewegte. „Man musste ihn einfach gern haben“, sagt Margrit Bürki und betrachtet lächelnd das Bild des damals sechsjährigen Jungen mit thailändischen Wurzeln.

Und dies, obwohl die Familie mit kaum einem anderen Kind, so viele Höhen und Tiefen durchzustehen hatte wie mit ihm. Es galt auch etwas auszuhalten. Der abrupte Wegzug von Anousha nach sechs Jahren war traurig: Einlieferung in eine psychiatrische Klinik; danach konnten sie ihn noch zwei- oder dreimal besuchen. Auch das Verhalten eines Kindes mit einer Behinderung, das einige Zeit bei ihnen war und jetzt in der Heimstätte Bärau lebt, stellte die Familie auf eine harte Probe. Sie seien jedoch, das betonen die Bürkis, recht stark. Immer hätten sie aber in anspruchsvollen Situationen auf die Unterstützung von Seiten der Stiftung zählen können. So zum Beispiel, „als wir mit einem der Jungen einfach

löst man am besten mit gesundem Menschenverstand, das ist die Grundlage des Schaffens von Margrit und Werner Bürki. Dabei müsse man bei jedem Kind individuell vorgehen. Die meisten Kinder würden klare Strukturen brauchen, und die könnten sie ihnen geben. Mit einem verschmitzten Lächeln fügt Margrit Bürki an, sie könne auf ganz persönliche „Instrumentli“ zurückgreifen, mit denen sie auch die wildesten Jungen längerfristig zum Mitmachen gewinne. Sie erinnert sich an die Anfangszeit mit Rico, an jenen Bub, der ruhelos hin und her ging und sich im Emmental fühlte wie ein eingesperrtes Tier. Kein Wunder, er lebte zuvor jahrelang auf einem Schiff. Diesen Jungen, der so gerne ass, konnte



Für Werner Bürki ist klar: Probleme löst man am besten mit gesundem Menschenverstand.

nicht mehr vom Fleck kamen“, wie Margrit Bürki bedauernd erzählt. Da waren sie froh, dass die Stiftung einen Schlusstrich unter die Sache zog und die Entscheidung fällte, den Bub in eine andere Familie zu platzieren. Die positiven Ergebnisse sind oftmals erst später sichtbar. Ab und zu ruft Anousha mitten in der Nacht aus Thailand an, wo er heute lebt und arbeitet. Margrit Bürki freut sich jedes Mal. In der Hand hält sie das Bild von Gian Mathias, damals ein Bub mit verfilzten Rastalocken, dem sie den Umgang mit Wasser und Seife beibrachte. Jahre später kam er schick herausgeputzt mit einer Flasche Wein und Guetli in der Hand zu Besuch. Margrit Bürki freute sich.

#### Klare Strukturen

Man dürfe, so findet Werner Bürki, nicht aus jedem kleinsten Geschehnis etwas Grosses machen. Probleme

sie mit einer Art Belohnungssystem Stück um Stück zur Ruhe bringen. Da hiess es dann: „Zehn Minuten ruhig neben mir stehen, während ich die Milchkannen putze und erst dann gehen wir essen. Das konnte er.“ Und am anderen Tag waren es bereits ein paar Minuten mehr. Sie beide hätten aber, so betonen die Bürkis, je eigene Methoden um mit anspruchsvollen Alltagssituationen umzugehen. Werner Bürki sagt klar „wie etwas zu gehen hat“ und vertritt seinen Standpunkt unmissverständlich. Deutlich erkläre sie zwar auch, was Sache sei, findet seine Frau. Bei ihr komme aber mehr das Mütterliche zum Zuge. „Wenn man bedenkt, wie viel diese Kinder durchgemacht haben, musst du ihnen doch einfach etwas mitgeben,“ sagt sie und weist mit einer allumfassenden Geste Richtung Stube, wo Pflegesohn Mike sich für eine Weile vor dem Fernseher vergnügen darf.

### Anderen etwas weitergeben

Und was hat die Beiden dazu motiviert eine solche anspruchsvolle Tätigkeit überhaupt anzunehmen? Als die beiden Söhne und die Tochter flügge wurden, war für Bürkis schnell klar, dass das Angebot der Stiftung Integration auf Grund ihrer Ausgangslage in Frage kam: Sie hatten drei Kinder gesund grossziehen können, bewirtschafteten einen gut funktionierenden Familienbetrieb, verfügten über Platz und lebten in einem Haus mit sieben Zimmern. „Wir hatten beide ein gutes Elternhaus und unsere Kinder auch. Warum soll man also in unserer Situation nicht auch anderen ein Stück davon weitergeben?“ Ihre damalige Motivation ist für sie



Margrit Bürki ist eine geschäftige Frau und so steht denn auch der Kuchen für die Gäste bereits vor dem Gespräch auf der Küchenkombination parat.

bis heute stimmig: „Es gibt so viele Kinder, denen wir mit dem, was wir hier haben, ein Stück Daheim geben können.“ Doch, so sagt Werner Bürki: „Wir täten lügen, wenn wir nicht auch sagen würden, dass unser Engagement für Pflegekinder unser Budget verbessert und so nebst der Landwirtschaft ein echter Erwerbszweig ist.“ Einer, der ihnen ermöglicht, den Hof gut zu führen, nicht auswärts arbeiten zu müssen und der ihnen erlaubt gemeinsam etwas Sinnvolles zu machen. Zudem erfreut sich Werner Bürki bis heute an einem anderen Pluspunkt: „Die Kinder bringen Leben ins Haus!“

### Umgang mit anspruchsvollen Situationen

Pflegekinder zu betreuen ist aber ein 24-Stunden-Job. Macht dies nicht manchmal Mühe? Für Bürkis ist das kein Problem. Zum einen sind sie nicht diejenigen, die da und dorthin reisen wollen. Zum anderen geht der Pflegebub alle drei Wochen ein Wochenende nach Hause. Und wenn das Paar zwischendurch mal etwas alleine unternehmen will, kann es auf die Unterstützung oder den Hütedienst der erwachsenen Kinder zählen. Und wie geht man damit um, wenn die Verhaltensweisen von aufmüpfigen Kindern einen zur Weissglut

treiben? Werner Bürki lacht. Ihn schlägt nicht so leicht etwas aus der Bahn. Er erinnert sich trotzdem gut daran, wie ihn einer der Buben, während er die Tiere im Stall zu versorgen hatte, dermassen nervte, dass er ihn kurzerhand in den Brunnetrog setzte. Eine pädagogisch ziemlich verwerfliche Reaktion, darüber war sich Werner Bürki nach dieser Aktion im Klaren. Natürlich habe er den Vorfall bei der Stiftung gemeldet und man habe alles gütlich besprochen. Die Ironie der Geschichte: Der Junge hat sich bei ihm sogar bedankt. Und: wenn dieser später nicht mehr aus und ein wusste, hat er oft selbst den Kopf in den Brunnetrog getaucht und ist danach wieder im Lot gewesen.

Bürkis bewältigen turbulente Tage auf eigene Art: Oft sitzen die beiden nach dem Tagwerk am Abend noch eine Weile bei einem Kaffee oder einem Glas Wein vor dem Haus, halten Rückschau und besprechen den vergangenen und den morgigen Tag. Für Margrit Bürki wirkt zudem, wie sie hinter vorgehaltener Hand und augenzwinkernd berichtet, ein Zigaretli am Abend „sehr entspannend“.

### Wichtig ist gute Zusammenarbeit

Und was würden sie anderen Familien raten, die daran denken ein Pflegekind aufzunehmen? Gut findet Werner Bürki, wenn die eigenen Kinder bereits etwas grösser sind, zumindest zwölf, dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Schwierig sei es, eigene Kinder zu erziehen und sich gleichzeitig um Pflegekinder zu kümmern. Es komme dazu, ergänzt seine Frau, dass man in späteren Jahren von den Erfahrungen profitieren könne, die man im Umgang mit den eigenen Kindern gemacht habe. Ohne die gute Zusammenarbeit mit der Stiftung möchten die beiden aber „eine solche Arbeit nicht machen“. Dazu gehören für Margrit und Werner Bürki auch die durchdachten Vorbereitungen für eine Platzierung. So zum Beispiel, dass die Kinder zuerst

für eine Schnupperwoche in die Familie kommen, damit man einander kennenlernt. Wichtig ist den Bürkis, dass man „die Sache langsam angeht“. „Für die fachkundige Art der Unterstützung in verschiedenen Bereichen sind wir dankbar, ohne das ginge es nicht,“ sagt Margrit Bürki und bekräftigt das Lob mit dem Satz: „Hut ab vor dem Team. Dieses ist 1A.“ Besonders wichtig sind für sie die telefonischen Wochengespräche. Bürkis sind sich bewusst, dass sie als Partnerfamilie der Stiftung Integration eine verantwortungsvolle Aufgabe erfüllen. Auf einem Hof sei es nicht ungefährlich. Vorsicht im Umgang mit Maschinen und Geräten ist deshalb für Werner Bürki ganz wichtig. Dass die Unfallverhütung bei der Stiftung ein Thema sei, das im Rahmen der Weiterbildungen für Pflegeeltern aufgenommen werde, findet er von grosser Bedeutung. Gibt es etwas, was von Seiten der Stiftung noch verbessert werden könnte? „Ich wüsste nicht was“, sagt Werner Bürki spontan. Man fühle sich getragen. Wichtig sei auch, dass die Zusammenarbeit mit den Eltern der Kinder von der Stiftung koordiniert werde. Das sei eine sehr grosse Entlastung. Es wäre Werner Bürki zuwider, wenn er das alles organisieren müsste. Für die Eltern sei es logischerweise oft nicht einfach, damit umzugehen, dass ihr Kind in einer Pflegefamilie sei, findet seine Frau. Eifersucht, Anschuldigungen und solche Dinge seien darum nicht selten und damit gelte es halt umzugehen.

### Zuwendung spüren

Mindestens ebenso viel wie man gibt, bekommt man als Pflegeeltern aber auch zurück, das erfährt Margrit Bürki oft. Sie spürt immer wieder, wie die Kinder es schätzen in einer Familie aufgehoben zu sein. Ihr Umgang mit den Pflegekindern unterscheidet sich nicht gross von dem, wie sie es mit den eigenen Kindern machte. Schön findet sie, „ihnen ein Stück von dem mitzugeben, was diese früher nicht mitbekommen haben“. So sitzt sie mit Mike, wie früher bei ihren ei-

Mindestens ebenso viel wie man gibt, bekommt man als Pflegeeltern zurück.

Und so freuen sich Bürkis an den kleinen und grossen Fortschritten, die Mike macht.

genen Kindern am Abend, an seinem Bett, spricht mit ihm und nimmt ihn auch mal ganz fest in den Arm. Und sie betet mit ihm, ganz besonders auch für seine Eltern. Das Schönste ist für Margrit Bürki, „wenn die Kinder zufrieden sind“ und das Wichtigste sei die Liebe, davon ist sie überzeugt. Die Kinder sollen und dürfen Zuwendung spüren. Wobei ihr durchaus klar ist, dass es gilt Grenzen zu beachten und zu spüren, was zum Beispiel in Bezug auf Körperkontakt für ein Kind stimmig ist. Mike mag es, wenn ihm seine Pflegemutter auch mal ein herzhaftes „Müntschi“ auf die Backe drückt. Und sie ist stolz auf den Dreizehnjährigen, der bereits zum zweiten Mal den Weg zum Wochenendbesuch daheim alleine gemacht hat. Liebevoll knufft sie den Jungen, der sich im Vorbeigehen noch schnell ein Stück Kuchen vom Teller schnappt, in die Seite und befindet, nun sei aber Zeit ins Bett zu gehen.





## Mit Kopf, Herz und Hand...

### Erfolgsgeschichte mit Zukunftsperspektiven

Als Sozialarbeiter des Kinder- und Jugenddienstes Basel Stadt und in seiner Funktion als Beistand von Kindern und Jugendlichen steht Christian Graber seit vielen Jahren in enger Zusammenarbeit mit der Stiftung Integration. Insgesamt hat er während dieser Zeit zehn Kinder nach Eggwil platziert. Zurzeit weilen drei „seiner“ Kinder in Partnerfamilien der Stiftung. Die Zusammenarbeit mit der Stiftung und die miterlebten Veränderungen findet er äusserst spannend.

**Ruth Frei:** *Wie erleben Sie die Zusammenarbeit mit der Stiftung Integration?*

**Christian Graber:** Diese erlebe ich sehr positiv. Sie ist von gegenseitiger Wertschätzung geprägt. Aufgrund meiner langjährigen und vertrauten Zusammenarbeit habe ich das Glück, die Stiftung, das ganze Team und viele Partnerfamilien gut zu kennen. Da ich weiss wie gearbeitet wird, kann ich gut einschätzen, für welches Kind eine Platzierung im Rahmen des Konzepts in Frage kommt. Mit einigen Familien arbeite ich seit vielen Jahren zusammen.

*Was ist Ihrer Ansicht nach das Besondere der Stiftung Integration?*

Die Stiftung hat eine hohe Verbindlichkeit und Professionalität. Es wird mit einem familien- und systemtherapeutischen Ansatz gearbeitet, der mit grosser Wertschätzung verbunden ist. Dies werte ich sehr hoch. Einzigartig ist die Zusammenarbeit mit den Partnerfamilien. Diese Emmentaler Menschen haben, wie man so schön sagt, „das Herz auf dem rechten Fleck“ und arbeiten im wahrsten Sinn des Wortes „mit Kopf, Herz und Hand“. Ich bin beeindruckt von ihrer hohen Bereitschaft und Tragfähigkeit. Sie können etwas

aushalten und geben nicht grad auf, wenn ein Kind oder ein Jugendlicher „ein bisschen neben den Spuren läuft“. Man ist bereit anzupacken und mit diesen jungen Menschen einen Weg zu gehen. Dies geschieht mit viel Herzlichkeit und Gespür für die Sorgen und Anliegen der Kinder. Meist sind in den Partnerfamilien Mann und Frau mit einer hohen Präsenz da. Viele Kinder haben so etwas Ähnliches vorher nicht gekannt.

*Welche Voraussetzungen sind Ihrer Ansicht nach nötig, damit die Partnerfamilien ihre Aufgaben mit solch hoher Qualität erfüllen können?*

Ein zentraler Punkt ist, dass die Familien von Seiten der Stiftung sehr gut begleitet werden. Sie können auf die Stiftung zählen, wenn es Veränderungen oder Entscheidungen braucht. In Not- oder Gefahrensituationen werden sie sofort und vor Ort unterstützt. Die Familien wissen, dass jederzeit Ansprechpartner da sind: 24 Stunden am Tag und sieben Tage die Woche. Weil sie sich unterstützt fühlen, sind sie wahrscheinlich eher bereit, sich auf schwierige Situationen einzulassen und Aufgaben zu übernehmen, die im Voraus nicht immer abschätzbar sind.

*Das bedeutet, dass es möglich ist, Kinder mit einer sehr schwierigen Ausgangslage zu platzieren?*

Das ist tatsächlich so. Ich habe zum Beispiel vor einigen Jahren eine Platzierungssituation erlebt, bei der eine massive Überforderung entstanden war. Auf Grund seiner grossen Probleme hatten die Psychiatrie, Time-out-Stationen und Durchgangsheime die Aufnahme eines Mädchens abgelehnt. In Zusammenarbeit

mit der Stiftung Integration wurde eine Platzierung in eine Emmentaler Bauernfamilie möglich. In dieser Partnerfamilie funktionierte es trotz der schwierigen Ausgangslage so gut, dass es fast an ein Wunder grenzte. Die Jugendliche fühlte sich von der Bauernfrau von Anfang an verstanden. Auf einer solchen Grundlage können Dinge entstehen, die man sonst nicht für möglich hält. Voraussetzung dafür ist, dass alle Beteiligten am Prozess mitarbeiten. Die Erfolgsgeschichte dieses Mädchens zeigt auf, was möglich ist, wenn verschiedene Partner gut zusammenspielen.

*Gibt es Kriterien, die dagegen sprechen, ein Kind in einer Partnerfamilie im Emmental zu platzieren?*

Wenn jemand Veranlagungen in Richtung Pyromanie hat, ist eine Platzierung auf einem Bauernhof sicher nicht gut. Auch bei Auffälligkeiten in Bezug auf die Sexualität muss man gut hinschauen, da auf einem Hof in der Regel Familien mit Kindern leben. Da gilt es eher eine Familie mit erwachsenen oder ohne Kinder zu wählen. Alles andere ist verhandelbar. Für Kinder aus der Stadt ist ein Leben auf einem Bauernhof natürlich etwas Ungewohntes. Ich stelle in den Vorgesprächen das Ganze gut vor. Manche Kinder bekommen glänzende Augen und freuen sich auf Tiere und Natur. Andere können sich so was nicht vorstellen. Für mich braucht es eine Grundmotivation, sowohl beim Kind als auch bei den Eltern, damit eine gute Zusammenarbeit möglich wird.

*Wie nachhaltig wirken Ihrer Meinung nach die Erfahrungen, welche Kinder und Jugendliche in der Stiftung Integration machen.*

Etwas vom Wichtigsten, was Kinder in den Pflegefamilien erfahren, ist das Verbindliche und das Wertschätzende. Bei wenigen Austritten gibt es danach trotzdem Probleme. Pauschal betrachtet habe ich rückblickend den Eindruck, dass bei allen ein guter Boden gelegt wurde. Alle konnten irgendwann auf die Lernschritte zurückgreifen, die sie während ihrer Zeit in der Stiftung gemacht hatten. Sie konnten auf den Erfahrungen aufbauen. Alle Familien machen das Angebot, dass die Kinder und Jugendlichen nach dem Austritt zu Besuch kommen können, wenn sie das möchten. Die Meisten wollen zuerst eigenständig und unabhängig sein. Erst nach einer gewissen Zeit kommt der

Wunsch zurückzugehen und zu schauen, wie es damals war. Oft sucht man nach Antworten, warum dies oder jenes so oder anders gelaufen ist. Die späteren Wege dieser jungen Menschen zeigen, dass der Kontakt und die Zusammenarbeit mit den Partnerfamilien nicht oberflächlich sind, sondern in eine Tiefe vorstossen, welche diese jungen Menschen nachhaltig prägt.

*Die Stiftung Integration hat sich in den letzten Jahren laufend weiterentwickelt. Was ist für Sie diesbezüglich von besonderer Bedeutung?*

Die Organisation wächst und das ist mit Veränderungen verbunden. Zu Beginn ist man in einem kleinen Team, oftmals nur zu dritt, zusammengesessen, hat ausgetauscht, beraten, miteinander Schritt für Schritt entwickelt und entschieden. Heute ist man mit einem grösseren Team und einem ganzen Mitarbeiterstab konfrontiert. Dies ist eine ganz andere Situation. Ich mochte das Vorherige, diesen kleinen Rahmen sehr. Ich schätze auch das Heutige. Es ist logischerweise anders und ein bisschen institutioneller. In einem kleinen Team konnte man sehr schnell entscheiden. Das Kleine und Überschaubare ist für alle Beteiligten sehr reizvoll. Wenn etwas wächst, ist dies aber nicht schlechter. Es gibt jedoch andere Prozesse und andere Dynamiken. Dass nun mit der Erweiterung in Escholzmatt ein zusätzlicher Ausbau stattfindet, finde ich spannend. Ich bin sehr neugierig, wie sich die Organisation im grösseren Rahmen weiterentwickeln wird.

*Was wünschen Sie der Stiftung Integration für die Zukunft?*

Eine gute Weiterentwicklung der Idee und dass es auch in Zukunft möglich ist, gute Partnerfamilien zu finden. Es ist eine grosse Herausforderung, immer wieder Familien zu finden, welche die Bereitschaft haben, Kinder aufzunehmen und die damit verbundenen Aufgaben über Jahre hinweg zu meistern. Ich finde es grossartig, was diese Familien leisten. Das Angebot der Stiftung Integration ist für mich etwas Aussergewöhnliches. Mich beeindruckt dieses einzigartige Familienangebot in Kombination mit einem Schulbetrieb, bei dem Partnerfamilien innerhalb einer Organisation mithelfen und mitgestalten und dabei von der Institution permanent unterstützt und begleitet werden.



# *integration*

Jugendhilfe-Netzwerk



Jugendhilfe Netzwerk EMMENTAL - ENTLEBUCH  
Postfach 51  
3537 Eggwil

Telefon 034 491 21 60  
[info@jugendhilfe-integration.ch](mailto:info@jugendhilfe-integration.ch)  
[www.jugendhilfe-integration.ch](http://www.jugendhilfe-integration.ch)

Spendenkonto für Pflegekinder  
UBS AG, Postkonto 80-2-2 8098 Zürich  
IBAN Nr. CH81 0023 5235 5329 73M2 N